Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 69 (1928)

Artikel: Das Kriegsross
Autor: Vokinger, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008058

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Kriegsroß.

Erzählung von Konst. Vokinger.

Beim Göttiwein im Schlüssel waren sie schon bei den Kräpfli angekommen. Das Sosenfleisch und das ander Fleisch waren beide wohl versorgt worden in zwei bärtigen Mannsgurgeln und drei glatten, gebräunten, göllergeschmückten Frauenhälsen. Auch Wein hatten sie getrunken, obwohl es sonst nicht der Brauch dieser Leute war. Aber die Geladenen dachten: zahlen muß der Götti ihn doch, da wär es doch schade um jeden Tropfen, den wir stehen ließen.

Der Nußmattkaspar, welcher heute hübsch war, knüpfte die Weste bald oben, bald unten um einen Knopf weiter auf. Es gnuegete ihm. Mit ausgespreizten Fingern, braun und hart wie Nüsse, schob er die Kräpfliplatte der Patin zu: So nehmt doch!

„Heut hat der hübsche Götti einen teuren Tag", kümmerte mit süßem Lächeln die Gotte zu ihm hin. Es war die Agathe Lussi vom Trid.

„Das erthemmer scho! Und wenn ihr noch einmal vorn anfangen wollt, so sagt es nur; ich halte aus."

„Und jetzt, wo sie heischen wie die Schelmen . . .", fährt Agathe weiter in der Dankrede auf den Götti.

Die Hebamm fiel ein: „Ja, es gruset einem recht, nur go zusitzen an einen Göttiwein." Sie sah zwar immer ganz glückstrahlend aus, wenn sie zu einem Taufmahl antrat.

„Das hat nichts zu sagen, das erthemmer jetzt scho." Der Götti öffnete wieder einen Knopf am Westli. „Jetzt ist Krieg; jetzt geht es einmal umgekehrt. Der Bauer muß ab nichts mehr erklüpfen . . . Wenn du so am Morgen in den Gaden gehst, und stehen die Kühe auf, bimeich jede 3000 Franken wert — da ist jeder Schritt, den du durch den Gaden hin tust, an einem Vermögen vorbei — nein, heut erklüpft ein Bauer nicht mehr so schnell."

„Und haargleich geht es mir mit den Säuen", ergänzt der Unterfuhrtoni das Gespräch. „Es sind nur Säu, aber wenn du alle Monate wieder einen Wagen voll abführen kannst, und für ein Säuli, das erst so recht ist was eine Katze, 100 Franken löfest, so ist es ein schönes Dabei-ume-sy."

Agatha ist still und rot geworden. Da ist wieder der goldene Strom des Kriegsglücks. Er ergießt seine Wellen ins Land und ladet bald da bald dort ganze Haufen ab. Und diese Männer schöpfen. Mit Schaufeln schöpfen sie. Nur sie geht leer aus. Was sie mit einer Hand vielleicht zusammenklauben kann, das muß die andere Hand wieder vertun. Schon tausendmal hat es sie ergrämt, und jetzt möchte sie in der Wirtschaft drin laut aufschreien.

Auch die Hebamme wirft noch Heu durch die Rüschi: „Wohl, wohl, auch bei uns spürt man den Krieg doch deutlich. Der Vater übernimmt jetzt größere Staudenwerke und die Buben, so 17, 18jährige Burschen, helfen ihm. Sie machen zum Tag sicher 15 Franken, wo nicht mehr, ineinandergerechnet. Es ist sicher allen etwas zu gönnen."

„Ich? nein, ich spüre nichts von dem!" blitzte nun die Agathe los. „Entweder ist man der dümmste Esel, der herumläuft, oder es geht einfach ungleich zu auf der Welt. Bei uns ists immer gleich. Wie der Nagel in der Wand. Wie die Krott an der Mauer. Er hockt im Dienst — und verdienen soll wer woll."

„Es wird etwa nicht so bös sein", besänftigte die Nußmattlerin, „im Trid ist noch niemand verhungert."

Und schon schämte sich Agathe, den Hafen so weit abgedeckt zu haben. Gewaltsam schraubte sie den Docht ihres Zornes hinunter.

Aber der Nußmattler fuhr mit sanftklingender Bosheit fort: „O laßt ihn doch, den Thade! Er tut halt gern Dienst und solche Mann kann der Bund brauchen."

Da war es doch, als hätte ein Feuerfunke das Petrol ihrer Herzensbitternis erreicht und neuerdings wäre sie beinahe losgeplatzt. Aber ihre Gedankenbrände lohten diesmal nur im Innern: o ich verlassenes, ausgelachtes Weib! Er hockt im Dienst und die andern beigen ganze Vermögen zu-

ſammen. Kann ſolches noch weitergehn?

Beim Zahlen kam noch eine Kellnerin und verlangte die Brot-, Fleiſch-, Fett- und Zuckerkarten. Der Nußmattler, der gleichgültig wie ein indiſcher Fürſt die Rechnung beglich, begehrte auf wie ein gereizter Franzos, als es ihm an die Karten ging. Aber der Unterfuhrler zeigte ſich da wieder als ein Heimlichfeiß und ſagte: „Gibs doch her; ſolche Sachen treib ich dir auf ſoviel du

Glieder, ein wahrer Hunger regierte in ihr, zu ſchaffen und zu raffen, ſich nachzumachen, deſto feſter, je weniger ihr Mann ins Geſchirr lag.

Sie ſprang in einen Laden und band eine Burdi Waren zuſammen. Die Ladenfrau erzählte, ſie habe gehört, das Militär auf dem Gotthard habe es jetzt viel beſſer als um die Erſti; auch laſſe man ſie jetzt viel ringer in den Urlaub ziehen. Für

Erinnerungen. Photo W. Staub, Zürich.

willſt. Ein Handelsmann kommt zu gar manchen Leuten."

Agatha bettelte auch um Schonung: laßt mir doch die Brotkarte ganz; nehmt lieber doppelt von der Zuckerkarte. Ich hab am Monatsende den Brotkorb immer tagelang leer. Aber die Schere der Kellnerin fuhr unbarmherzig in die gelben, roten u. blauen Papiere u. ließ die Nümmerli in ihre Druckli fallen.

Es war Agathe nicht mehr drum, mit den andern Göttileuten trägen Schrittes durch das Dorf zu ſpazieren und bei jedem Tritt noch nachzuſpüren, wie gut und gnug man gegeſſen hat. An ihr zappelten alle

Agathe war das nur neues Wetzen und ſie dachte: da hat mans: er könnte kommen, aber er begehrt nicht. Es iſt ihm dort wohler. Sie war nicht freundlich mit der Verkäuferin, grollte eine Weile über den hohen Preis der Ware und reklamierte: „he, nicht ſo ein Stinkpapier herum; dieſe Hudelzeitung zergeht ja, vor ich halb auf dem Berg bin". Und die Frau nahm die Zeitung, die ſtark nach ſchlechter Schwärze roch, wieder weg. „Kalberhaar!" kritiſierte Agathe darauf noch die Schnur um ihr Bündel. „Wo gibts noch eine vernünftige, ehrliche Schnur, ſeit dieſem Krieg? Alles verfälſcht ihr!" Und

dann hastete sie ohne Aufschauen dem Berg zu.

* * *

Der Trid war ein hochgelegenes grünbewachsenes Felsband und bildete ein mittelgroßes Berganwesen. Wie ein jodelnder Hirtenbube, mehr froh als reich, schaute er über die Fluh hinaus, auf den blauen See hinab und über Dörfer und Landschaften hinweg.

Dort hatte einer am gleichen Tag ein stilles Fest gefeiert. Denn am Mittag hatte der Briefträger dem deutschen Internierten Friedrich Lennarz einen Brief aus der Heimat gebracht. Im Rheinland unten, 500 Kilometer weg vom Vierländersee, hatten ein alter Vater und eine treue Mutter gar bittere Tage erlebt. Von vier Söhnen waren drei in den Krieg gezogen; zwei deckte schon die Erde und der dritte seufzte verwundet und gefangen in Feindeshand. Fast glaubten die Eltern, den Lebendigen mehr beweinen zu müssen als die beiden Gestorbenen, so selten und so bekümmernd waren die Nachrichten, die sie von ihm erhielten. In Löchern, schwarz und heiß wie eine Schmiede, mußten die Gefangenen in Afrika arbeiten und ihr hartes Brot mit Tränen netzen. Ihr Körper siechte, der Geist stumpfte ab. Da kam die erlösende Ausmusterung durch neutrale Aerzte, die Reise, die Neubekleidung an der Schweizergrenze, die Einquartierung im Berghotel am schönsten aller Seen. Wie bei Adam kam es über den stillen Friedrich als allmähliges Erwachen, als Staunen, als Aufatmen in einer friedlichen, fruchtbaren, freundlichen Welt. Wunderbare, schönste Zeit seines Lebens.

Und heute der Brief von seinen Eltern. Der Vater schreibt: „Mein lieber Sohn Friedrich! Du hast uns gebeten, auch mal in die Schweiz reinzukommen, wie es jetzt manche deutsche Eltern machen. Du lieber Gott, das war ja schon längst unser eigener Herzenswunsch. Dein alter Vater und deine gute Mutter, wir wollen wieder mal unsern lieben Jungen begucken. Schon lange halten wir jeden Pfennig zusammen für die Reise. In par Wochen wollen wir ran! ..."

Friedrich ist wieder ins grüne Gras gesessen, sein Auge folgt dem Lauf der fernen Flüsse ... Dort — ja dort wird der Rhein ziehen, dort — ja dort faltet meine alte Mutter ihre frommen Hände ...

Da pustete plötzlich die Agathe heran. „Ihr habt mein' ich wieder einmal Feiertag, Friedrich", rief sie.

„Stimmt, stimmt", entgegnete der und hob seinen Brief in die Höhe. „Feiertag, so schön, ich wüßte keine größere Freude für mich!"

„So — und geschaffet wird nicht? Warum stellen wir euch denn ein?"

„Ach, Frau Lussi, hören Sie! Meine Eltern haben sich entschlossen, hereinzureisen auf einige Wochen."

„Davon hab ich nicht gefressen!" — schnerzte Agathe.

Aber Friedrich war noch sicher in den Aesten seines Glückes und merkte nicht, wie stark Agathe am Baume schüttelte. „Ja, jetzt können sie kommen. Und hier in der obern Kammer können sie wohnen. Hier bei uns ...!"

„Kann man denken? ... Wer sagt das?" händelte Agathe.

„Ach, der Thade hat es mir erlaubt. Ich hab ihn doch gefragt, als er noch da war. Das ist längst in Ordnung!"

„So, und ich weiß wieder einmal nichts davon. Meine Zimmer vergibt er dem erstbesten; ob wir davon etwas lösen oder nicht, ist ihm gleich. Lieber denk gar nichts! — So hat ers. Ihr Beide leichet miteinander. Gleicht einander aufs Haar. Ich hab genug! Genug bis zum Halszäpfli!"

„Aber, bitte, Frau Lussi ..."

„Jetzt muß es einmal heraus! Er schafft nichts. Und gibt mir Euch ins Haus, der auch nur i dä Hinderhäbi sitzt. Ich muß aber Volk um mich haben, das mehr verdient als nur die blaui Susi. Ich mach so nicht mehr weiter. Geht Ihr! Geht ins Hotel zurück, Lennarz. Ich künde. Ich fahre besser dieserwegen ..."

Jetzt flog er doch aus dem grünen Blattwerk seiner Hoffnungen und Träume auf die harte Erde.

„Frau Lussi, Frau Agathe, das kann euer Ernst nicht sein! Ich bitte."

„Nein, jetzt ist es draußen. Jetzt wohlet es mir. Habs schon lang vorgehabt. — Bin ich nicht arm und verlassen genug? Muß ich nicht genug sehn, wie wir am leeren Barnen stehn, zuschauen, wie andere reich werden. Meine Geduld ist aus! Samstag Abend geht ihr ins Hotel zurück!"

Der deutsche Jüngling im Soldatenrock war einer von jenen, die im Krieg zahm geworden waren. Zuerst die polternden Kommandorufe seiner Unteroffiziere, dann die schrecklicheren Gebrülle der Kanonen — und endlich die unerbittlich harten und unbeugsamen Anweisungen aller Gefangenenwächter in Frankreich und im französischen Afrika drüben, die hatten ihn gelehrt, schweigend hinzunehmen. Da ist nix mehr zu wollen — war sein Wahlspruch geworden und jetzt — mitten im schönsten Hoffen hörte er wieder ein hartes Gebot — und ersah keinen Zweck und keine Möglichkeit, dagegen sich zu wehren. Er ward noch etwas bleicher, zuckte im Gesicht und gab ihr einen schmerzlichen Blick und sprach: „Zu Befehl."

Ihr Sieg gab der Frau neue Kraft. Es war ihr wie einem Schwinger, der den ersten Gegner auf den Rücken gelegt und nun sofort den zweiten anspringt.

Sie lief ins Haus, zerrte das Schreibzeug heraus und schrieb an ihren Mann: „Jetzt ist es am Tag, daß Du heim könntest, wenn Du wolltest. Bis also nicht so brotig und komm. Meine Verwandten, die sind bald halbe Millionäre und wir stehen immer im hintern Vorfärä. Unser Wald, natürlich nicht geholzt und nicht verkauft. Bis Du den Stand aufgerichtet hast, ist der Markt aus, sowieso. Die zwei Kühe, die bald kalbern, die könnens denk besser allein als mit Dir? Der deutsche Soldat geht auf Samstag heim. Es ist sowieso bald befohlen, was der ausrichten kann. Also Du weißt jetzt, woran Du bist. Agatha, Frau."

*
* *

Im steinigen Tessintal war die unterwaldner Landwehrkompagnie stationiert. War das ein Wald von starken Männern, in ihren dunkeln, blauen und grünen alten Uniformen. Schwergebaute, gesunde Männer, und doch ein Wald ohne Boden und ohne Himmel, ein Wald, der knirscht in seinen Aesten und stöhnt in seinem Herzmark. Heim zu Frau und Kind, heim an die liebe Arbeit, so stöhnte es durch den Männerwald. Aber der Bund entließ sie noch nicht. Die Offiziere saßen auf tänzelnden Rößchen, bekamen Berichte von allen Seiten und sagten: „Ihr Mannen, noch immer ist Krieg rings um das Schweizerland. Wir wissen noch nicht, wer morgen an unsere Bergwälle klopft und Einlaß begehrt. Und dann wären unsere jungen Raufer an der Grenze — der Auszug — froh, wenn sie die Landwehr noch im Rücken haben."

Und so hieß es bleiben, soldatische Uebungen machen und die Bahn bewachen. Wie ein alter Landbriefträger um die Jahreswende fast erdrückt wird von der Menge Pakete und Briefe — so gings in jenen Zeiten der Völkerwende der Gotthardbahn. Sie keuchte und berstete, doppelt beladen, nur mit schlechten Kriegskohlen, Turben oder Holz gefeuert, ihren Schienenweg hinauf und trug nicht Weihnachtspakete, wohl aber viel leidende Menschen, zerrüttete Existenzen, Kriegsbetroffene, evakuierte Italiener, heimfliehende Deutsche, abgerufene Diplomaten, verjagte Revolutionäre, vielleicht auch Spione, Wucherer und Zettler. Wenn so ein Zug dann nachts über eine Brücke rollte, stand der Landwehrmann mit geladenem Gewehr daneben und schützte ihn. Seine Gedanken, sein Herz, seine Augen hatten vor allem das eine kleine liebe Weltabteil vor sich, das er schirmte und segnete: das Heim, jenseits der nächtlichen Berge.

Der Lussithade hätte gewiß so gerne als irgendeiner den Tornister zu Boden geschmettert und gerufen: jetzt hört einmal auf mit dem unsinnigen Krieg! Aber er wußte sich auch männlich ins Unvermeidliche zu fügen. Und wenn er glaubte, es gehöre ihm billigerweise wieder ein Urlaub, so hatte er sich noch jedesmal in den verschiedenen Aufgeboten darum gewehrt. War aber die Reihe nicht an ihm, so begehrte er nicht mit dem Kopf durch die Mauern zu stoßen.

Jetzt wieder dieser dumme Agathebrief! „Komm heim! Der Deutsche geht weg", bald gesagt! Wo hat sie auch den Kopf! Früher so ein verständigs guts Fraueli und jetzt

ſchinneglen und janxen, ſtreblen und ſtrabanzen, ohne Sinn und Verſtand. Früher hats alig geheißen: komm Thade, nimm än Ankebruid; jetzt nur mehr: mußt dann zum Znüni nicht hereinkommen, ich ſchicke dir Käs und Brot nach. Früher hats geheißen: o wie ſchön haben wir es auf dem Trid! jetzt heißt es immer: ſchau die Andern, die verdienen! Der iſt ein anſtelliger! Säl b iſt ein g'wehrter!

Ich ſchaffe was ein anderer und hauſe was ein anderer. Aber hexen kann ich nicht und muß ich nicht. Lieber geſund ſein und eine Käsrinde unter den Zähnen, als im Grab liegen und beide Hoſentaſchen voll Gülten! Ich wäre gewiß auch lieber daheim als hier in dieſen Felsmauern. Aber ich kann doch den Bund nicht totſchlagen und den Weltkrieg nicht aus der Welt ſteuken. Oder kann ich das etwa, hä?

„. . . . er ſolle ihr ein Gesuch schreiben, ein urchiges!

Thade gab keinen Urlaub ein, ſondern ſchrieb einen verſtändigen Brief an Agatha. Sie ſoll halt Geduld haben. Der Vater denkt alleweil an die Familie und nichts als an die Familie. Sie ſollen den Friedrich behalten, lieber ihm mit dem Lohn hinauf. Auch beten ſollen ſie. Gehen die Kinder am Sonntag ſchön zur Chriſtenlehre? Er gehe mit andern Landwehrmannen faſt alle Abend dort in den Roſenkranz; ſie füllen in der Kirche mehrere lange Stühle. Der teſſiner Pfarrer nicke jeweilen mit dem ganzen Kopf gegen ſie. Habe ihnen auch einmal Wein zu trinken gegeben. Habt Sorg zu den Kalberkühen: berichtet mir dann, Stierkalb oder Küetſchi. Der Friedrich iſt dafür grad recht. Habt Geduld in Gottesnamen! Gott im Himmel verläßt uns nicht. Vater.

Als der Brief mit Verſpätung auf dem Trid anlangte, war Friedrich Lennarz ſchon davon geſteckelt. Agathe geriet aus dem Häuschen, ſie war ganz in den Lüften: „O, er will nur nicht kommen! Wir ſind ihm wurſt. Wir ſind nichts, wir ſind Dreck! Aber miera! ſo ſchaff ich allein. Können mich dann tot aufleſen einesmals und unter den Boden ſcharren. Dann muß er mich doch nicht mehr haben . . .“

Und in einer Täube fing ſie an zu werken. Sie fauſtete und roßte drauflos vom Morgen früh bis abends ſpät, daß es den Kindern fürchtete, nur in ihre Nähe zu kommen. Sie melkte und trug die Milch in die Hütte; ſie tränkte die Kälber und radete die Gofen; ſie graste und rüſtete die Gärten. Sie wollte es einfach erzwingen, daß es bei ihnen vorwärtsgehe; den Glückſtrom, den Goldſtrom des Krieges wollte ſie faſſen und zuleiten auf den Trid.

Einen Knecht einſtellen? nein, ums Verrödelen nicht; ein alter läßt ſich nicht treiben, ein Bub macht alles verkehrt und ein rechter Knecht, ſo einer iſt jetzt rar und koſtet ein Sündengeld. Jetzt gar, wo die Schützenkompagnie auch bald wieder einrücken muß. Den Thade, den wollte ſie erzwingen. Der ſoll kommen u. ſchaffen wie es ſeine Pflicht iſt.

Da kam der Abend, wo ſie einer Kuh wegen im Stalle übernachten mußte. Aber es glückte nicht, wie es hätte ſollen. Das Kalb war da, aber anderntags mußte doch der Vieharzt auf den Platz. Der ſchimpfte; die Nachbarn lachten; Agathe fuhr im Zeug umeinander wie ein chybiger Hornuiß.

„Jetzt hörts auf. Ich bin am Boden, jetzt muß er heim!“ Und ſie lief ins Tal zum Gemeindepräſident, er ſolle ihr ein Geſuch ſchreiben, aber ein urchiges.

Der Gemeindepräsident hatte, wie alle seines Standes, in der Kriegszeit eine Ahnung von seiner Würde bekommen. Unzählige Gesuche nach oben, Ordinationen nach unten gingen durch seine Hand. Da war das schreckliche Kartenwesen für die rationierten Lebensmittel, die Hilfe für die Arbeitslosen, für die Familien armer Wehrmänner; da waren die Anfragen und Untersuchungen betr. Haus- und Pflanzgärten, die Klein- und Großviehzählungen, Pferderequisitionen, Schmuggelaffären, Stundungen an die Fremdeninduſtrie, Aktionen für notleidende Dampfſchiffgeſellſchaft, und hols der Kuckuck was alles noch, das warf tagtäglich ſeine Schreibebriefe und Druckſachen auf das Pult eines Gemeindepräſidenten.

Aber item, es ging dem Mann in einem und er ſetzte ein Geſuch an das Kommando, verſah es mit Stempel und Unterſchrift und legte ein ſchriftliches Geſuch von Frau Agatha bei. Das mußte ziehen und es zog.

* * *

Vom Feldweibel erhielt Thade den Beſcheid, er könne zur Regelung häuslicher Angelegenheiten auf 10 Tage heim. „Biſt jetzt entlaſſen. Bleibſt halt morgen etwas länger in der Streue und fährſt etwa mit einem Vormittagszug dannen.“ „Aber nicht ich!“ machte der Thade. „Ich fracke ab!“

Und los auf ſeinen Torniſter, hineingeſtunggt die Siebenſachen und auf den Bahnhof. Dieſe Landwehrler, die hatten nicht nötig, einen Fahrplan zu ſtudieren. Die wußten auswendig, wie viele Züge tagsüber heimwärtsfuhren und ob ſie an ihrer Station hielten oder nicht. Und jedesmal, wenn ſo ein Zug vorüberbrauſte, und er hatte noch leere Plätze, wars ihnen, er rieſe: komm mit, ich tu dich heim!

Und gradjuſt als der Zug einfuhr, klotterte noch der Thade auf den Perron, löſte atemlos ſein Billet und ſtoſelte in den Wagen.

„Und miera, z'Nacht oder keis z'Nacht, Bett oder keis Bett — wenn ich nur daheim bin“, ſo knurrte er zufrieden. Ihm war ſo wohl bei dem Tumol der Räder und Schienen und da es ſchon Nacht war, verfolgte er mit rechnenden Augen die vorüberfliegenden Laternen und bei jedem Lichtlein dachte er: ſo gleitig fährt er mit mir jetzt heim zu! O dieſer Krieg, ging er doch z'End und müßte ich jetzt das letztemal fahren! Für was iſt er gut? Die Männer recht grauſam zu plagen. Die Jungen, die könnens eher ertragen, haben kein Geſchäft, nicht Frau und Kind ...

Bei Brunnen riß er die Scheibe hinunter und blickte in die Richtung der Unterwaldnerberge. Schwarze Nacht, aber gierig zog er in der heimiſchen Luft Atem. O Heimat!

Als Thade mit ſteifen Beinen in Luzern ausſtieg, wars halb zwölf Uhr. Ein anderer Urlauber, der auch in der Bahn geweſen, frug ihn: „Wo übernachteſt?“

„Nein, fürs Uebernachten bin ich nicht nach Luzern gefahren“, gab Thade zurück. „Heim geh ich zäbeten Füeßen.“

„Wo du doch faſt umfällſt, wie willſt du heimgelangen? Ich gehe um ein Neſt aus ..“

Aber Thade ließ ihn ſtehen. Er hatte das ſchon ausgerechnet: bleiben — das macht: erſt am Vormittag ſpät heimkommen; marſchieren — dann kann ich vor 4 Uhr früh daheim ſein, daheim! Und hab keine Unkoſten — in dieſer teuren Stadt!

Er muſterte die Straßen. So ſtill und leer und ſchwachbeleuchtet hat er ſie noch nie geſehen. Die Häuſer ſtanden wie ſchlafende Roſſe in einem Stall, als lebten ſie nur inwendig. Ihn aber trieb es plötzlich fort, als fürchtete er, ſie ſchlügen gegen ihn aus.

Auf der Allmend gewahrte er, daß hier eine andere Wetterlaune herrſchte als ennet dem Gotthard. Ein ergiebiger Regen ſetzte ein. Thade lief was er konnte und trotz des kühlen Wetters ſchwitzte er.

Aber im Haldiwalde mußte er doch ein mal an eine Tanne lehnen und verſchnaufen. Er langte in den Brotſack — nichts vorrätig. Was iſt denn los mit mir?, dachte er. Richtig! Z'Nacht gegeſſen hab ich nicht; ſeit Mittag nichts mehr eingepackt; geſchlafen vorige Nacht ſchon nicht, war ja auf Wache. Und jetzt in dieſem Haldiwald —! Der Andere hat gefuttert und liegt unter der warmen Decke in Luzern. — — Hü,

Thädl! Am Morgen um 4 Uhr kannſt in die Kammer luegen und rufen: Guets Tägili!

In Hergiswil kam er noch einmal in Verſuchung, verſpielt zu geben: da oben, nahe der Straß, ſchläft ein Vettermann unter breitem Giebel, der hätte Unterſchlupf für dich... Doch Thade dachte: nicht ergeben iſt gewonnen! und ſchwenkte nicht ab.

Schwarz wie ein Höllentor ſtand der Lopper da — und auf der andern Seite ſilberglänzend im wiedererſtandenen Mondlicht der See, wie eine wunderbare Türvorlage vor dem Himmelstor. Und mitten zwiſchen beiden ging Thades Straße, wie oft eines Menſchen Weg zieht zwiſchen gut und bös, ſo hart, ſo eng an beiden hin.

Aufs neue fletzte ihm ein inneres Fieber kalten Riſelhagel über den Rücken hinunter und Thade ſagte ſich: ja, wenn ich nicht Frau und Kinder hätt, ſo wär es nicht der wert, ſo einen Strapatz ſich aufzuladen. Und er ging und zählte jede Minute und Viertelſtunde und endlich war Stansſtad überholt, der Berg erreicht — und kamen die Wege, auf denen ſeine Frau und Kinder jedenfalls vor kurzem noch zu Tal geſchritten waren.

Und es kamen nach einer weiteren Stunde ſein Portli, ſein Erdweglein, der Stall, das Haus auf dem Trid. Und Thade ſprang, ja ſprang unter das Kammerfenſter und rief: „Agetli, tu auf. Ich bin daheim!“

* * *

Der Vormittag verlief nicht demgemäß. Es ſetzte zwiſchen ihnen ein ernſtes Zwiegeſpräch ab.

„Und Krieg heisst: Tu was dir gefällt!“

Thade ſagte: Schau, Agä, du redeſt nichts als von Geld und Vermögen. Sag mir jetzt, haſt du mich nur um deſſenwillen heimberufen?

„Eh ja, es iſt doch mein ich die Hauptſach.“

„So nicht! Ich komme heim, karre und laufe die ganze Nacht hindurch, hungere, laſſe mich verregnen, und kaum bin ich daheim, heißt es: „Du ſorgſt nicht für uns; du biſt kugelrund, tätſchfeiß, und wir unterdeſſen kommen z'armen Tagen. Weißt, das hab ich nicht verdient!“

Sie: „Und doch iſt es ſo! Warum biſt du nicht von ſelber heimgekommen? Warum muß ich erſt den Gemeindepräſident zu Hilfe rufen; warum haſt noch nichts am Wald vorgenommen im Herbſt? Warum vergraten die Kühe?“

„Eh ſapperlot! Mach eine Fauſt, wenn du keine Hand haſt!“

„Eh freilich, ſollteſt du können. Denk doch an die Kinder.“

„Die ſieben Kind, wo wir da haben! Schickt der Herrgott ä Has, ſo ſchickt er auch s' Gras. Iſt noch keins verhungert.“

„Red ich vom Verhungern? Ich will jedem ein Vermögeli auf die Seite legen!“

„Vermögen, ſchon wieder! Es iſt da nicht ſo großartig damit. Ich ſag dir, bei den Meiſten, die jetzt Geld machen, verflodert es wieder, ſo ſchnell wie es gekommen iſt. In einem Staub und Rauch.“ —

„Da ſieht man, was für ein Schlufi, was für ein Giltmersglich du biſt. Niemanden auf der ganzen Welt hab ich mehr, der mir hilft, ders macht, wie ich meine. Eine arme, verlaſſene Mutter bin ich —“ und ſie ſtützte ſich an eine Wand und weinte.

Der Thade ward ungehalten und rief: „Selb glaub — ich tue meine Pflicht für euch. Aber wenn du nicht nachgibſt, wirſt du noch ganz konfus, und verleideſt einem das Daheimſein. Und nur wegen dem verfluchten Geld.“

„Krieg iſt Krieg — — im Krieg müſſen wir vormachen, für das iſt er denkwohl da...“

* * *

Dieſer Urlaub verlief ſo unluſtig wie noch keiner und als er um war, hatte Thade die Frau von ihren krankhaften Ideen noch nicht um eine Linie abgebracht. Dem Frieden zulieb gab er nach, ſann jedoch unabläſſig auf Abhilfe.

Ihrem Wunſche zulieb nahm er aus dem Internierten-Hotel wieder einen Deutſchen als Knecht. Ein Menſch, bäumig wie ein junges Reitpferd, geſchmeidig wie eine Weide, blitzende Augen und raſche Bewegungen, ſonnverbranntes Geſicht. Lohn: 1 Fr. ihm in die Taſche, und 1 Fr. in die Kompagniekaſſe pro Tag. Mit Thade redete dieſer Oberhuber freundlich, lächelnd, wie mit einem jüngern Bruder. Als er die Agathe das erſte mal erblickte, fuhr etwas Herriſches über ſein Geſicht. Ein kleiner, unmerklicher Schauer ging durch ſie und ſie dachte: der iſt nicht mehr ein Knecht wie Friedrich.

Ebenfalls Agathes ausdrücklichem Willen zulieb verſprach ihr Thade, auch im Dienſt um eine Nebenbeſchäftigung auszugehen. „Wenn andere ſo tifig ſind“, hatte ſie geſagt, „Warum du nicht? Offiziersbedienter oder Pferdeordonnanz! Du biſt ja früher viel mit Roſſen umgegangen.“ Mit ſchwerem inneren Widerſtreben ſagte er ja, fügte aber maßleidig hinzu: „aber wenns dann fehlt, ſo fehlts dann wegen dir!“

Eines jedoch konnte er nicht über ſich bringen: in die ſtillen Blauaugen des entlaſſenen Friedrich guten Gewiſſens zu ſchauen. Natürlich beſuchte er ihn im ſtillen, zog ihn ins Reſtaurant hinein, ſchob ihm zwei Bündli Zigarren und einen Fünfſränkler als Trinkgeld zu und ſagte: „Weißt — es iſt dumm gegangen. Aber wenn du für Vater und Mutter kein anderes billiges Zimmer findeſt, ſo ſchreibe mir nur; da laß ich nicht mehr lugg, verſprochen iſt verſprochen!“

* * *

Als Thade wieder die Teſſinerberge anſalutierte, Sprünge machte wie eine alte Kuh und Wachbefehle lärmte, verſah unterdeſſen der Oberhuber ſeine Arbeit. Er ließ ſich gut an. Wie ein junger Hund ſchoß er auf die Arbeit los, bellte faſt vor Vergnügen und ſah der Meiſterin jeden Wunſch ab den Augen. Als ſie aber nur ein einziges mal ihn tadelte, da machte er ſofort den Munigrind, daß ſie merkte, er ertrage das nicht.

Eines Abends ſchlich er ſich fort. — Wohin — das wußte Agatha nicht. Eines weitern Abends paſſierte dasſelbe. Agatha fing an, Geſetzwidrigkeiten zu ahnen und die Strafe des Platzkommandos für ihn — und für ſich zu fürchten.

Vor dem vierten Entwiſchen ſtellte ſie ihn im Gang. „Wo will er jetzt ſchon wieder hin? Jetzt bleibt man zu Hauſe!“

Ob er denn für die Nacht gedungen ſei? fragte er.

Sie könne ſchon ausrechnen, wohin dieſe Leutſchereien ſich richten und dulde das nicht. Ordnung muß ſein im Land.

„Ordnung! Ordnung?“ ſpottete er und lachte ihr mitten ins Geſicht. „Frau, jetzt iſt Krieg. Und Krieg heißt: tu, was dir gefällt! So meinen es die großen Herren; die Regierungen, die Generäle, die Fürſten, jeder Unteroffizier, wenn er dazukömmt, jeder Gefangenenwärter, jeder Wucherer und Schinder. Alle, alle: es iſt Krieg, ich kann tun nach Gutdünken. Und unſereiner ſoll folgen? Meint ihr? Ich hab mich lang geduckt bisher — aber jetzt bin ich frei —“

„Das frägt ſich noch erſt“ wandte ſie verlegen ein.

„Nichts frägt ſich“, rief er und ſtellte ſich vor ſie hin in ſeiner ſehnigen Größe. „Da bin ich — ſchaut mich an! Ich müßte nur wollen, und ich wäre Herr und Meiſter in

dieſem Hauſe — in eurer Stube und Kammer ...“ Er blitzte ſie mit wilden Augen an — und ſie erkannte jählings die ganze unbändige Wildheit des Krieges, das ungezügelte Begehren, das rohe Zugreifen, das wildeſte Raffen des Krieges. — Mit einem Aufſchrei ſtürzte ſie in ihre Kammer und riegelte die Tür ab. Er aber ging wieder fort.

Das war eine unruhige böſe Nacht für Agatha. Nicht nur daß ſie Angſt gehabt vor dem wilden Menſchen. Auch den Rachen des Kriegsungeheuers ſah ſie offen vor ſich — — und ſie mußte gar ſich ſagen: hab ich nicht auch ſchon ähnlich geredet, unmäßig begehrt, wenigſtens Geld und Kriegsgewinn? Dann wieder dachte ſie an den ſtillen Friedrich, der wie ein Lamm an ihrem Tiſch geſeſſen, bei ihren Tiſchgebeten mitgebetet und am Abend immer noch bis in die Nacht an irgend einem Arbetli geſchnetzelt hat. Unverdroſſen war er, zufrieden war er, das muß man ihm laſſen. Und warum fort? Und warum habe ich jetzt den andern? Sie wollte die Schuld, wie gewöhnlich, dem Thade in die Schuhe ſchütten, aber ihr Gewiſſen gab ihr heute doch nicht recht ...

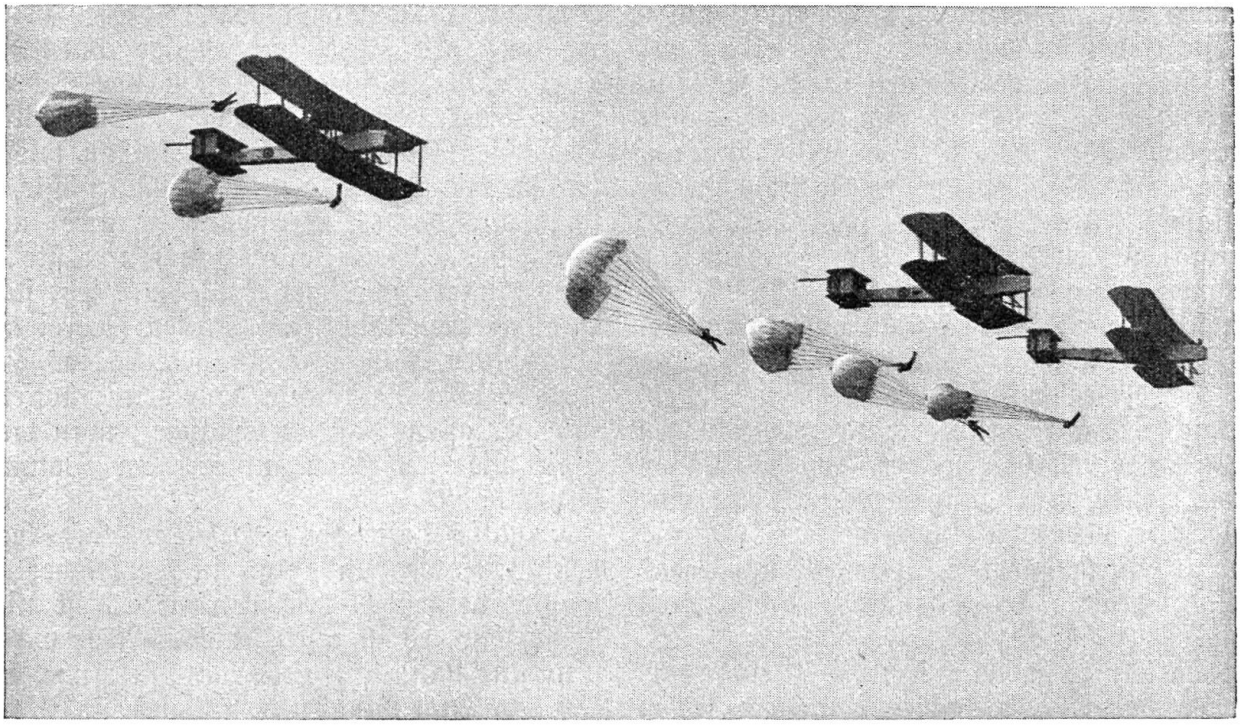
Und nun?

Ihre Frauenwürde ließ es nicht zu, ſo einen unbändigen Menſchen im Haus zu behalten. Ihn heimſchicken und es doch mit einem hieſigen probieren? ... Aber oh, dann lachen mich alle aus! Dann hätten die Leute mit mir z'tun, mit ihren Mäulern! O wäre doch der Thade da! Wollte noch gerne zufrieden ſein ... wollte gerne nichts mehr ſagen vom Vermögen, einſtweilen ... O Thade, komm heim zu uns, mit dir ſind wir doch am beſten verſorgt ...

* * *

Nach einer ſchlafloſen Nacht ſchien es, als wolle der Himmel der Frau Agatha ihr Gebet aufs prompteſte erfüllen. Als ihre Kinder von der Schule heimkehrten, riefen ſie freudig erregt: der Vater kann bald heimkommen, Ends der Woche! Die Andern haben es geſagt, deren Väter oder Knechte auch am Gotthard ſind.

Agatha fühlte ſchon wieder feſtern Stand



Ein ungewöhnliches fliegeriſches Schauſpiel.

Gleichzeitiger Fallſchirmabſprung ſechs engliſcher Militärflieger an einem Schaufliegen in London.

gegenüber dem Oberhuber: Er ſoll noch einmal Mux machen — und dann zeig ich ihm, wo der Zimmerman das Loch gemacht hat.

Zwei Tage ſpäter langte richtig auch Thades braunes Wäſchſäckli wieder an, es war ein Montag und der Zettel darin meldete mit Bleiſtiftnotiz: am Samstag iſt Entlaſſung.

Gerade der Tag vorher, der Sonntag, war für Agatha ein Bußtag erſter Sorte geweſen, da ihr Knecht bald Geld, bald Getränke verlangt hatte und ſie ſeinetwegen Keller, Kaſten, Kind und Kammer hüten mußte und nie wußte: auf was zielt er ab? Dieſen Brief in der Taſche trat ſie jetzt mit ſiegreichem Lächeln auf ihn zu und zahlte ihm den Lohn, den es traf. Mit Nachdruck ſagte ſie: „So, auf heute Abend ſeid ihr entlaſſen. Ihr könnt aber ſchon den Nachmittag für euch haben und ſo denk ich, nehmen wir grad jetzt Abſchied. Die Franken für die Platzkaſſe bringt euch dann der Luſſi ſelber . . .“

Der Kriegsmann zuckte mit den Lippen, ſo wie jedesmal, wenn er von einem ringern Platz an einen böſern Ort kam, z. B. von einer ſauberen Gefangenenbaracke in eine ſchlechtere, oder von einem milderen Offizier weg zu einem harweren. Aber er nahm das Geld — lachte ſie zudringlich an — und ging.

Da dankte ſie im Herzen Gott und verſchmerzte gern den halben, ihm geopferten Taglohn.

Aber andern Tags kam wieder ein Brief von Thade: Liebe Frau. Es hat mir ein Bögli geſtellt. Ich kann nicht mit den andern heim, wegen des Hauptmanns Roß, wo ich Pferdordonnanz geworden bin. Ich traue nur ſo halb. Thade.

Was war nun das? Verfluemeti Paſtete! ſagte Agathe ein übers andere mal. Wer hat ihm jetzt da wieder etwas in den Weg gereiſtet? — Nicht heim? Das fehlte noch! Und was iſt mit dem huenden Gaul? Und warum tut er das Maul nicht auf? Das iſt wieder einmal unſerer; ja das iſt der unſere!

Sie geriet den Tag hindurch in immer größere Aufregung: Warum ſagt er: ich traue nicht gut? Da hats mit dem Roß gefehlt!

Der folgende Tag brachte noch keine Erklärung. Uebermorgen kams. Mit haſtigen Händen nahm ſie den Brief dem Poſthalter ab und machte ſich ans Leſen.

„. . . Heute kann ich Euch nichts Gutes melden. Das Roß gefällt mir gar nicht gut. Es iſt zwar auch ein Tierarzt als Major da, aber ſie wollen mich doch nicht weglaſſen. Schuld bin ich nicht, aber es gibt immer Leute, die einem nicht glauben. Wenn ich etwa gar ins Loch müßte . . .“ Hier iſt es Agatha, als fahre ein Meſſer durch ihr Herz . . . ſie mußte innehalten vor Schreck. Ins Loch? Thade ins Loch! Du heiligs Verdienen! nein, er wird den Satz wieder kehren, weiter! „. . . ich ins Loch müßte, ſo ſchick mir dann Untergwand; werde noch ſchreiben . . . Wenn ich aber zahlen müßte . .“ Ums Himmels heiliger Wille! . . . jetzt ſtößt Agatha einen wirklichen, lauten Schrei aus „. . . zahlen müßte, dann geht es ins gute Tuch . . aber ich könnte doch heim; hoffentlich wenigſtens; aber nicht ſicher, man weiß nie, wie ſie einen unter dem Daumen halten . . .“

Agatha hatte genug geleſen. Sie legte den Brief weg und ging in die Küche; ſie wollte vergeſſen und denken: es iſt nicht wahr, bah, es iſt alles nichts. Aber wo ſie ging und ſtand, nirgends hatte ſie Ruhe. Sie lief alle Augenblick zu dem Brief zurück, wie einer, der immer wieder dorthin greift, wo es ihn beißt. Und immer ſchrecklicher kam es ihr vor: er kommt nicht heim mit den Andern — er wird ins Loch geworfen — er muß blechen — zwei Kühe gehen dahin, zwei zum allermindeſten, die beſten zwei . . . Und warum — warum das alles? Warum hat er dieſen dümmſten Platz auf dem Erdboden angenommen? — O jeh — ich ſelbſt hab ihn dazu getrieben!

Es ging lange, bis Agatha nach allen Seiten hin ihre üble Lage recht ausgedacht hatte; ſie befand ſich wie auf einem Brandplatz, ging auf den Trümmern ihrer Hoffnungen umher und entdeckte immer wieder neue Schäden, neue Verluſte und ſtieß immer neue Seufzer aus. O, ich erzdumms,

erzung'felligs, ſteinhagelböſes! Und alles wegen dem Geld! —

Thade, Thade, kannſt du mir verzeihen?

* * *

Agatha wars, auch wenn ſie im Hauſe hantierte oder auf dem Land umherging, als müßte ſie immerzu den Kopf vor Scham unter eine Bettdecke ſtecken. Am Tage, wo die andern Landwehrler heimkehrten, redete ſie mit den Kindern kein lautes Wort; der Hals war ihr geſchwollen wie von einem ſtarken Halsweh. —

Gegen Abend kam ein merkwürdiges Trüpplein den Weg von dem Hotel herab gegen ihr einſames Heim. Am ſchnellſten zu erkennen war ein kleinerer feldgrauer Internierter mit der Mütze auf dem Kopf und dem Stecken in der Hand. Neben ihm trippelte ein älteres Mannli mit Baltum *) und Goxhut. Bald am Soldat, bald am Mann hielt ſich eine alte Frau, behangen mit allen ſchweren Kleidern der alten Mode. Die drei Wanderer ſafteten an einem Handkoffer, ſtürchelten über Wegſteine und Baumwurzeln, blieben wieder ſtehen und ſchickten laute Ausrufe des Glückes, der Rührung, des Staunens in die Luft hinaus. Sie rückten nur ganz langſam; man ſah deutlich, daß es ihnen nicht am Vorwärtskommen gelegen war, vielmehr am Auskoſten der erſten Wiederſehensfreude. Der alte Mann rief zum wiederholten Male aus: „Mein lieber Sohn Friedrich, ſo haben wir dich hier auf dieſem hohen Schweizerberge wiedergefunden!"

Eigenartiger Blitzſchlag. In München ſchlug der Blitz in einen Baum, an dem 1½ Meter über der Erde ein Kruzifix hing. Der Stamm wurde direkt über dem Kreuz zerſplittert, während dieſes ſelbſt unverſehrt blieb.

Und die Mutter fügte jedesmal hinzu: guter, armer Junge! und trocknete ſich die Tränen ab.

Agatha hatte aus dem Tridhauſe die drei ſchon lange beobachtet und erraten, wer ſie waren und was ſie wollten. Nach der Gewohnheit der Bergler ging ſie aber erſt hinaus, als Lennarz mehrmals ihren Namen gerufen. Langſam, die Hände an der Schürze wiſchend und mit ernſtem Geſicht ging ſie hinaus, wie zu einem wichtigen Verkauf, zu einem Vertrag. Ja richtig, ſie fühlt es, ſie mußte an dieſen Internierten ein Stück ihres

*) Paletot.

Kriegswahnes verkaufen und einen Frieden bei ihm nachſuchen. Sie brachte einen einfachen, aber ganz treuherzigen und freundlichen Gruß zuſtande: „So, habt ihr auch kommen wollen luegen, was euer Suhn macht.“

Friedrich bat ſie beſcheiden um das Zimmer für ſeine Eltern. Daß er die Bewilligung ſchriftlich von Thade in der Taſche hatte, das ließ er taktvoll gar nicht merken. Und es war auch nicht mehr nötig, denn Agatha ſagte ſofort: „Ja, ja, nur inä. Wir kommen ſchon z'Rank miteinander.“

Der Soldat ſagte, er werde jetzt wieder alle Tage kommen zu Vater und Mutter. Und Agathe erwiderte ſofort: wenn es ihm dienlich ſei, könne er auch auf dem Trid übernachten. Sie ſeien ja aneinander gewöhnt. —

Aber immer blieb ein trübſinniger Schatten auf ihrem Geſicht; der Vater geht ins Loch ... die beſten Kühe müſſen aus dem Stall ... das drückte ſie wie Zentnerlaſt.

* * *

Luſtig wie Brunnenröhren plauderten des andern Tages die drei Rheinländer miteinander, indes es Agathe war, es laſte Himmel und Erde auf ihr. „Und wißt ihr, Jungens, wem ihr das zu verdanken habt, daß ihr in der Schweiz drin ſeid, vielleicht gar, daß ihr noch am Leben ſeid? Das verdankt ihr einzig und allein Seiner Heiligkeit Papſt Benedikt XV. Friedrich, glaube mir, wenn dieſer Mann nicht wäre, ſchon viele von euch wären in Feindesland ihren Krankheiten erlegen.“ Die Mutter wiſchte wieder eine Träne ab. „Und wenn alle hohen Herren unſerem heiligen Vater glauben würden, ich ſage dir, der Krieg hätte heute ſchon aufgehört. Wir hätten keinen Krieg mehr! Der ſagt ihnen auch, was der Krieg iſt ...“

Der alte Mann nahm aus ſeiner Brieftaſche ein Bildlein des Papſtes: da ſieh ihn dir an, Friedrich, das iſt dein größter Wohltäter nächſt Vater und Mutter; der hat dein Leben erhalten. Auguſte, ſag, muß er ihn nicht in Ehren halten, ſo lang er lebt? Und hier dies Gebet: Friedrich, das hat Papſt Benedikt für uns arme Kriegsopfer erſonnen, für alle Kriegsopfer der Welt: „In der Angſt und Not eines Krieges ...“ Auguſte, ſag, was tun wir?“

Gehorſam antwortete die Frau: „Das beten wir jeden Morgen und jeden Abend. ... Aber das tun ja Viele noch, Wilhelm! Da ſind wir nicht allein ...“

Agatha ſaß auch bei ihnen. Sie hatte auf einmal ihr Zwingen und Ringen vergeſſen. Was nützte es? O, vielmehr erhielt ſie hier nun Einblick in die Höhen und Tiefen des Lebens; Leid und Not des Krieges, ſelige Freude der Wiedervereinten; Glück eines geborgenen Heims. Was mußte ſie da alles hören von Verwundeten, Verſtümmelten, Hungernden, Verarmten, Blinden. Es klang ihr wie etwas nahe Verwandtes, etwas Gemeinſames, Geſchwiſtermäßes. Und ich hätte es ſo gut gehabt ... Aber jetzt! Not macht die Menſchen zu Verwandten. Aber auch, wenn Agatha den gläubigen alten Vater in ſeiner begeiſterten Art reden hörte von Beten und von Gottvertrauen und Vorſehung, ſo tat es ihr wohl. Es war ihr, als bauten dieſe Worte ein geheimes Trepplein für ſie, wo ſie ihr ſchweres, kummervolles Herz aufwärtstragen könne ...

Kummer und Angſt ſtand ſie genug aus in dieſen Tagen. Die Kinder brachten ſchon heim, daß die Landwehrler aus dem Dienſt wirklich zurückgekehrt ſeien. Sie hatten ſie ſelbſt geſehen. Von Thade fehlte jeder Bericht.

Wenn nicht Friedrich wieder im Stall eingegriffen hätte, Agathe wäre in ihrer Verfaſſung dem Betrieb nicht mehr gewachſen geweſen. Wie wollte ſie gerne zufrieden ſein mit dem, was ſie hatte, wenn nur dieſes Offiziersroß geſund wird ... Wie wollte ſie gerne alle eitlen Pläne ein für allemal verabſchieden, wenn nur der Vater wieder kommt!

Sie ließ Lennarz die Milch in die Sennhütte tragen, denn ſie konnte es nicht verdienen, von ihnen ausgefragt oder ausgeführt zu werden.

* * *

Am vierten Tag nach der Heimkunft der Andern — noch kein Brief!

Aber am Abend, beim Zunachten, da ſprang Bläß, der Hund, plötzlich wie ein Wilder vom Haus weg und ſchnellte mit mannshohen Sätzen an einem Ankömmling hinauf. Es war Thade. Er roch nicht nach Kaſernenarreſt, noch ſah man ihm eine Hungerkur an. Seine Augen zwinkerten luſtig und ſein Schnauz hing in vollſter Seelenruhe nach allen Seiten hinunter.

Beklommen trat ihm Agathe entgegen. „Jetzt kommts", dachte ſie. Er gab ihr die Hand u. ſagte nichts.

„Und jetzt? Des Hauptmanns Roß?" fragte ſie zaghaft.

„Der Gaul! Wir wollen ihn noch einmal leben leſſen."

„Was hat's ihm gegeben?"

„Ja .... er hat allerlei gehabt .... Den Grind hatte er vorn."

Agatha hörte wie verſteinert.

„Und den Schwanz hinten .... und die Beine unten ..."

„Und jetzt? . . . des Hauptmanns Ross?!"

Agatha rief: „Thade, jä?"

„Und das Mani hatte er oben. — Nebſtdem, poſitiv, andere Fehler hatte er keine."

Agathe erfaßte den Sinn immer noch nicht. Unbeweglichen Blickes ſchaute ſie dem Mann in das Geſicht. Doch dort ward ihr auf einmal die erlöſende Botſchaft hingeſchrieben, im freudigen Saft ſeiner luſtigen Augen und in den Bewegungen ſeiner lachenden Backen.

„He alſo, der Gaul iſt ſo geſund als ich und du. Ich habe nie ausdrücklich geſchrieben, der Gaul ſei krank. Nur ſo drum herum geredet. Und ganz gelogen wars auch dann noch nicht, g e h u ſt e t hat er. Aber das iſt jetzt weggedoktert. Und dann ſagt der Hauptmann zu mir: Luſſi, du bringſt mir das Roß nach der Entlaſſung heim in den Kanton Zürich. — Und wo ich dort bin, ſagt er zu mir: Thade, bleib noch etwa zwei Tag da und lueg ä chli d'Welt an. Warum nid? denk ich. Hab auch einmal gar gleitig heimlaufen müſſen in ſelber Nacht beim Urlaub. Da darf ich das mal langſamer gehen ... Wenn noch e i n s die Mutter daheim kuriert, ſo iſt es d a s —"

Prüfend hielt er an und ſchaute ihr ins Geſicht. Doch da ſtieg kein Feuer ins Dach, ſondern demütig hielt ſie ihr verängſtigtes, genugſam geſtraftes Weſen wie einen geöffneten Handkorb vor ihn hin.

Befriedigt ſagte er: „Verſtehſt mich, gelt?"

Und ſie: „Ja, wahrhaftig, wie dein Kriegsrößli .. bin ich jetzt auch gedoktert .. Will gern und zufrieden wieder mit dir am gleichen Wagen ziehen."

„Gelt, gleich g'ſchwind und gleich langſam, wir zwei! — Gottlob! — Bis die Großen draußen ihr Kriegsroß auch abzäumen und noch auf viel länger hinaus. — Gar nie mehr anders." — —